

»Widersteht dem Bösen nicht«

Einige christliche Impulse

»Der ist aber böse«, sagt das kleine Kind zum Tisch, an dem es sich gestoßen hat. Recht hat es: Böse ist das, was uns zuwider ist, wortwörtlich. Alles, was uns verletzend und schmerzlich entgegensteht, hat den Charakter des Übels. Das können Gegenstände sein, Zustände und natürlich auch Menschen. Schon bei einer solchen ersten Momentaufnahme wird deutlich, wie sehr die Frage nach dem Bösen zu tun hat mit dem, was zerstört und das Leben behindert und bedroht. Als übel und schlimm wird alles erfahren, was uns einschneidet, ausgrenzt und schließlich gar vernichten will. Auch ich selbst übrigens kann mir böse im Wege stehen und schweren Schaden zufügen. Eine zweite Momentaufnahme: Die sterbenskranke Frau riecht auf ihrer letalen Wanderung zwischen den Welten immer wieder Ammoniak und andere schlechte Gerüche. Sie spricht sogar von Dämonen. Wie in Trance sagt sie einmal: »Die Krankheit stinkt«. Bis hinein in die uralten Vorstellungen, dass Teufel und Dämonen etwas Widerliches und Abstoßendes an sich haben, führt die alltägliche Redeweise: »Das stinkt mir«, es ist uns zuwider. Eine dritte Momentaufnahme noch: Zwei Schwestern, die im hasserfüllten Gefühl der Benachteiligung 30 Jahre lang keinerlei Kontakt mehr zueinander hatten, treffen sich am Grab der Mutter; aber auch da kein Blick und kein Wort zueinander, und dann sofort wieder giftige Vorwürfe: Welch unentwirrbare Verstrickungen in Familiensystemen, welche Verfeindungen auch zwischen Clans, Stämmen oder Völkern!

»Wer bemerkt seine eigenen Fehler?« (Ps 19,13)

Naturgewalten von außen und innen lassen uns spüren, wie hilflos wir sind und wie wenig daheim in der gedeuteten Welt. Die Frage, warum unsere Welt nicht ohne Flutkatastrophen, Erdbeben und schwere Krankheiten hätte entstehen können, führt uns tagtäglich unsere Hilflosigkeit vor Augen. Geläufig spricht man seit dem Mittelalter in solchen Zusammenhängen vom *malum physicum* (a), von jenen konkreten Übeln, die mit der Endlichkeit der Welt und des Lebens im Ganzen zusammenhängen (und diesen letzten Abgrund nannte Leibniz das *malum metaphysicum* (b)). Abgründiger noch wird es, wenn wir Menschen uns selbst als freiheitsbegabte Vernunftwesen betrachten (*malum morale* (c)). Was den Menschen böse macht, ist diese kreatürliche Angst, zu kurz zu kommen und ins Nichts zurückzufallen. Statt ihr produktiv standzuhalten, geraten wir in

den Strudel der Selbstbehauptung auf Kosten anderer und unserer selbst. Nicht die Angst selbst ist böse, aber sie ist die hoch fragile Ermöglichung und in gewisser Weise auch Versuchung dazu, dass wir uns »auf Teufel komm raus« gegen Gott und die Welt durchsetzen wollen. Das, was böse ist und macht, schwebt übermächtig über uns, zugleich aber sitzt es im Herzen des Menschen selbst fest (z. B. als böser Trieb und ansteckend schlechtes Umfeld). Das war die Revolution Jesu: Das Böse findet sich nicht primär draußen in den wirtschaftlichen oder kultischen Verhältnissen, es wohnt drinnen im Herzen des Menschen: von dort kommt alles Gute und Böse (vgl. Mk 7,1–23). Vergleichbar haben kritische Denker seit Sokrates auf den Wegen der Selbsterforschung gesucht nach dem, was die Umsetzung von Einsicht und gutem Wollen in gutes Tun behindert und verstört. Ist der Mensch nicht Herrin und Herr im eigenen Hause? Lange vor Freud fragte z. B. Paulus nach solch inneren Besatzungsmächten. »Denn ich tue nicht das Gute, das ich will, sondern das Böse, das ich nicht will ...« (Röm 7,19) Die Bibel insgesamt rechnet ganz selbstverständlich damit, dass der Mensch jenseits von Eden gut und böse ist – und sie meint damit nicht nur das sozusagen natürliche Übel, das *malum physicum*. Viel dramatischer ist das moralische Übel, das Böse, das aus Freiheit und in Freiheit geschieht – oft genug in dieser tragischen Spannung von Wollen und Nicht-Wollen, von Tun und Unterlassen, von Schuld und Schicksal. Man denke nur an die poetische Figur der Tragödie seit den alten Griechen. Die Frage nach dem moralisch Bösen also, die Freiheit voraussetzt, gehört zum Prozess der Menschwerdung. Je mehr der Mensch sich über sich selbst Rechenschaft gibt und Klarheit sucht, desto mehr begegnet er diesem »Schwindel der Freiheit« (Kierkegaard), der zur Bewusstwerdung gehört: Es ist der selige Schwindel, in dem man über sich hinaussteigt und gleichermaßen in sich hinein wie im Tanz oder in sonstigen ekstatischen Erfahrungen. Es ist der schreckliche Schwindel im Sinne der Lüge und des Selbstbetrugs, in dem wir uns das Leben und die Welt nach unserem egoistischen Gusto zurechtmachen, koste es, was es wolle (und die Unkosten falschen Lebens sind bekanntlich hoch!). Zwischen Unmensch und Übermensch, zwischen Tier und Engel sei der Mensch angesiedelt, so sagte man dann seit Pascal u. a. gerne. Die Frage nach dem Gewissen und seiner unerbittlichen Autorität gerät in den Mittelpunkt – und damit auch die Frage, was ein Gewissensbiss ist, ein unentrinnbares Gespür für das, was nicht nur falsch ist, sondern radikal böse und in der Grauzone dazwischen. Vernunft-Optimisten wie Sokrates und Plato setzten auf die Überzeugung, dass der Mensch das, was er als gut und wahr erkannt hat, auch tut und umsetzt. Andere waren da pessimistischer (Kant, Schopenhauer, Nietzsche). Gehört gut und böse zum Menschen, sind sie bloße Polaritäten des Daseins und auch des endlichen freien Willens, oder gibt es da eben dieses böse Andere, das nicht sein soll und nicht sein darf? Das ist eine der Zentralfragen in der Geschichte des Denkens und Glaubens. »Was ist das, was in uns lügt, mordet, stiehlt?«, fragt Georg Büchner (Brief vom 10.3.1834). »Gesetzt den Fall, Sie

haben noch keinen umgebracht, womit erklären Sie sich das?» Mit dieser selbstkritischen Frage berührt Max Frisch die wunde Stelle jedes Gutmenschen. »Gutes will ermuntert sein, Böses kann man auch allein«, meinte wenig optimistisch Wilhelm Busch. Jedenfalls wird deutlich, dass wir viertens vom strukturellen Bösen (d) zu reden haben, von gleichsam kollektiven Verblendungszusammenhängen, die man nur systemisch betrachten kann wie seinerzeit den Faschismus oder heute den Konsumismus. Der Einzelne ist darin Mittäter/in und Opfer zugleich; jede/r macht mit, ob er will oder nicht. Nicht zufällig spricht man von »Teufelskreisen« – wohl wissend, wie sehr das Böse gleichsam überpersonal als unpersönliche Macht sein Unwesen treibt, zugleich aber mit schier individueller Zielgenauigkeit und persönlicher Raffinesse wirkt, sodass man von dem Bösen reden kann, dem »Lügner von Anbeginn«, dem »Durcheinanderbringer« in allem, dem Diabolos und Teufel.

»Vergebung der Sünden«

Vom natürlichen und moralischen Übel nochmals zu unterscheiden, obwohl im Phänomen zum Verwecheln ähnlich, ist die religiöse Perspektive. Hier spricht man bekanntlich nicht mehr nur vom Bösen, sondern von Sünde: ursprünglich ein sehr plastisches Wort für Kluft, Abgrund, Trennung, noch erhalten in »Absonderung« oder »Meeressund«. Sünde ist Schuld vor Gott, also kein primär moralisches Phänomen, sondern ein (freilich gestörtes) religiöses Verhältnis. Die kirchliche Überlieferung spricht nicht nur von Tat-, sondern auch von Erbsünde (leider sehr missverständlich, weil damit seit Augustinus häufig eine Fixierung auf Sexualität und deren Denunzierung verbunden war). Gemeint ist aber höchst realistisch jener universale und kollektive Verblendungszusammenhang, in dem sich der Mensch immer schon vorfindet. Selbst wenn wir könnten, wie wir wollten, können wir uns nicht wie Münchhausen aus dem Dilemma befreien. Es klebt uns sozusagen an allen Gliedern, auch am guten Willen, auch an der Vernunft.

Eines jedoch erscheint mir bei der Betrachtung des Bösen bzw. der Sünde von überragender Wichtigkeit zu sein: Von Sünde kann man christlich nur zutreffend sprechen, wenn man zuvor von Vergebung gesprochen (und gehandelt!) hat. Der jesuanische Blick auf jenen Gott, der »seine Sonne aufgehen lässt über Guten und Bösen« (Mt 5,48), schafft einen Lebensraum »jenseits von Gut und Böse«, einen Raum zuvorkommender göttlicher Liebe und Vergebung; und erst dieser erschließt die ganze Dramatik des Bösen, das immer ein Unglück ist und doch eine Menschentat. Es ist nicht nur der ach so verständliche und trotzdem so hoch ambivalente Drang zur Selbstbehauptung angesichts böser Mächte und Gewalten, es ist nicht nur der Spagat zwischen moralisch gutem Willen und faktischem Verfehlen, es ist die Angst vor Gottes Liebe selbst, der Widerspruch gegen

ihn, den unfassbar Vergebenden. Der Gott, der in der Geschichte Israels und Jesu zuvorkommend begegnet, erweist sich als Gott vergebender Liebe und wirklicher Versöhnung – und in seinem Licht erst erschließt sich das Dilemma des Daseins: Die Welt könnte (und sollte von Anfang an) ein wunderschönes Paradies sein, in dem der Mensch glücklich als Gottes Ebenbild und Stellvertreter leben kann. Aber über allem liegt der Mehltau der Sünde, der Smog der egoistischen Selbstbehauptung und letztlich der Angst vor Gott selbst, vor der Liebe und der Freiheit. Man könnte gemäß dem biblischen Hauptgebot sagen: Sünde ist unglückliche Liebe – zu Gott, zum Nächsten und sich selbst; sie hat deshalb immer etwas Tragisches. Keine/r sündigt in Wahrheit gerne. Warum es trotzdem schier unentrinnbar geschieht, erklärt auch der Osterglaube nicht. Dieser ist vielmehr dazu da, in der Orientierung an Gottes zuvorkommender Vergebung aus dem unentrinnbaren Dschungel von Schuld und Sünde herauszuführen. Nur von Gott her kann die Erlösung kommen, so unfassbar und unerbittlich ist die Macht des Bösen in uns und um uns und auch über uns – von Gott her durch Menschen, die sich von seiner versöhnenden Liebe bestimmen lassen.

Die Bibel spricht in mythischen Bildern z. B. von Dämonen, von bösen Mächten und Gewalten, von überpersonalen »Atmosphären« des Bösen, von wirklichen Teufelskreisen, denen der einzelne aus eigener Kraft nicht enttrinnen kann. Erst wo wir uns einer göttlichen anderen Macht anvertrauen und daraus schließlich entschiedene Widerstandskraft schöpfen, können wir uns als die erkennen und bekennen, die wir sind: Als Sünder wider Willen und doch mit vollem Wollen, irgendwo im ständigen Widerspruch mit uns selbst – mehr oder weniger hilflos ausgeliefert dem Widersacher und Lügner von Anbeginn. Erst im Raum zuvorkommender Vergebung kann sich dieser Kampf lösen: indem der Mensch sich als Geschöpf schon und erst recht als Sünder erkennt und bekennt, kann er sich auch mit seinen Schattenseiten und Sünden befreunden und aus Vergebung kreativ leben lernen, hellwach und widerständig gegenüber allem Bösen. Er braucht nicht länger schwarz-weiß zu malen, er braucht nicht länger die Kunst zu üben, es nicht gewesen zu sein, er kann fehlerfreundlich werden, er muss nicht eine Achse des Bösen konstruieren, die natürlich nur die anderen betrifft, er kann ein Leben der Hingabe und des ersten Schritts wagen, das in der Kraft des Gottesglaubens das Böse durch das Gute besiegt.

Jesus – deshalb heißt er der Christus – steht in christlicher Perspektive Pate für diese gleichermaßen realistische wie verheißungsvolle Wahrnehmung des Bösen und seine Überwindung. »Widersteht dem Bösen nicht« (Mt 5,39) – dieser provozierende Satz der Bergpredigt meint gerade nicht faule Resignation, die alles beim Alten ließe und apathisch hinnähme. Ganz im Gegenteil geht es um schöpferische Alternativen, die aus der Verwicklung ins Böse befreien. Nietzsche nannte dieses Programmwort nicht ohne Grund »das tiefste Wort der Evangelien, ihr Schlüssel in gewissem Sinn« (Der Antichrist 29). Im genuin christlichen Konzept von Feindesliebe und Gewaltfreiheit (das stets ein hohes Maß an Konfliktfähigkeit ein-

schließt) wird das konkret, und Christenmenschen wie Martin Luther King oder Edith Stein lebten es paradigmatisch.

»Wir sind im Kampfe Tag und Nacht«

»Eine Liebe, die sich fürchtet, das Böse bei den von ihr Geliebten (z. B. den marxistischen Mitmenschen) zu erkennen, ist eine kranke Liebe. Der Christ liebt niemals christlich trotz des Bösen, sondern wegen des Bösen; um das Werk der Erlösung fortzusetzen, liebt er noch intensiver.«¹ Das Böse im Vertrauen auf Gottes zuvorkommende Güte wirklich wahrzunehmen und in seiner unfassbaren Gefährlichkeit zu erspüren, macht den christlichen Realismus aus. Niemand ist in der Perspektive des Evangeliums verdächtiger als der, der immer schon das Gute will – denn dann ist das Böse von vorn herein auf die anderen abgeschoben. »Gutes unterlassen und Böses getan«, dieses Bekenntnis demaskiert dagegen jeden Menschen selbst als Täter/in und verstellt den Weg, sich auf andere herauszureden. Selbst Jesus wehrte sich dagegen, als »guter Meister« angesprochen zu werden (vgl. Mk 10,17f.). Und Paulus unterstreicht mit den Psalmen realistisch: »alle Menschen sind Lügner« (Röm 3,1–20). Welch befreiende Diagnose, die die Kraft der Wahrheit und die Macht des Guten freisetzt durch eine schonungslose Diagnose des status quo!

Von Isaak von Antiochien, einem syrischen Kirchenvater des siebten Jahrhunderts, stammt der steile Grundsatz: »Wer seine Sünde gesehen hat, ist größer als wer Tote auferweckt.« Das darf nicht moralisch missverstanden werden, so als hätte sich der glaubende Mensch ständig schlechtzumachen oder anzuklagen. Ganz im Gegenteil: Glaube und entsprechend Sünde meinen ein transmoralisches, religiöses Verhältnis im Horizont zuvorkommender Vergebung. Deutlich orientiert an der Lebenspraxis Jesu geht es darum, alles, was böse ist und so begegnet, wortwörtlich »ins Gebet zu nehmen«. Die Lebens- und Weltverhältnisse, wie sie jenseits von Eden sind, brauchen weder verteufelt noch beschönigt zu werden: sie werden »vor Gott« gebracht und so in jenes Klima zuvorkommender Vergebung, in der sie verändert und geheilt werden. Gerade im Glauben an diesen Gott, der schlechterdings zuvorkommend ist, kann der Mensch sich erkennen und bekennen als der, der er ist: gut und böse.

GOTTHARD FUCHS, *geb. 1938, Dr. phil., ist Ordinariatsrat für Kultur, Kirche und Wissenschaft in den Bistümern Limburg und Mainz.*

1 Delbrel, Madeleine, *Auftrag des Christen in einer Welt ohne Gott*, Freiburg 2000, 152.